

# **Leseprobe:**

## **Leuchtendes Afrika**

**Ein Mittwochabendfilm zum Lesen aus der Reihe: Lesen statt  
Fernsehen**

**Leseprobe Nr.1: Seiten 1-10**

**Leseprobe Nr.2: Seiten 67-77**

## **Leseprobe Nr. 1**

### **1. Afrika**

Gregory MacArthur saß auf den Stufen der Veranda, den Kopf in seiner, auf sein Knie gestützten, Hand ruhend. Die weiche Abendsonne Afrikas ließ sein schwarzes, welliges Haar, das an den Schläfen trotz seines Alters von gerade erst 32 Jahren, bereits erste graue Strähnen aufwies, fast rötlich schimmern.

Sein angenehmes Gesicht mit den ebenmäßigen Zügen wurde nur von einer etwa fünf Zentimeter langen Narbe gestört, die sich in einem leichten Bogen über seine linke Wange zog. Seine Gestalt war groß und sportlich, aber nicht übertrieben muskulös, eher wie die eines Athleten. Hätte man Gregory nur oberflächlich betrachtet, so wäre man zu dem Schluss gelangt, dort säße ein Mann, der die letzten Sonnenstrahlen des Tages genießt, bevor sich die schwarze Nacht über das Land senkt.

Doch betrachtete man ihn genauer, so musste man erkennen, dass er nicht einfach entspannt in die Ferne schaute, sondern dass sein Blick fest auf einen bestimmten Punkt in einiger Entfernung gerichtet war. Folgte man diesem Blick, so fiel der eigene unweigerlich auf einen etwas vom Haus abseits gelegenen Hügel, dessen Kuppe mit mehreren Büschen bepflanzt ist und auf ein Holzkreuz, welches aufrecht zwischen ihnen errichtet war.

Gregorys Gedanken befassten sich, wie so oft seit jenem Tag, an dem das Schicksal ihn auf schlimmste Weise gestraft und seinen Glauben an Gerechtigkeit mehr erschüttert hatte, als er dies jemals für möglich gehalten hatte, mit der Frage seiner

Schuld.

Nie hätte er Samantha in dieses Land bringen dürfen, nie hätte er sie zu dem Schicksal verdammen dürfen, das sie durch seine Schuld hatte erleiden müssen.

Aber hätte er das verhindern können? Hätte er sie abhalten können? Ja, das hätte er, er hätte sie nur niemals bitten dürfen, seine Frau zu werden. Aber dazu war er nicht im Stande gewesen. Vom ersten Moment an, als er sie auf einer Studentenparty, es war sein drittes Jahr als Medizinstudent, gesehen hatte, fühlte er sich der Erfüllung seiner innersten Wünsche und Hoffnungen so nah, wie noch nie zuvor in seinem Leben.

Zwar hatte er durchaus auch vorher schon attraktive Kommilitoninnen kennen gelernt und war auch einer Affäre oder Beziehung nicht abgeneigt gewesen, aber nie war sein Herz so schlagartig und vollkommen mit einer Welle unsagbaren Glücks erfüllt worden.

Egal wie unrealistisch oder naiv das auch klang, in diesem Moment, ohne auch nur ein einziges Wort mit ihr gewechselt zu haben, wusste Gregory, dass dieses wunderbare Mädchen mit dem roten, lockigen Haar und den fast Smaragd farbigen Augen, seine Frau werden würde.

Und so war es dann auch gekommen. Nicht ein Jahr später war Samantha seine Frau geworden. Sie arbeitete als Krankenschwester in der St. Bartholomeus Klinik und mit dem, was sie verdiente und mit seinen Studentenjobs konnten sie sich eine kleine Wohnung leisten, in deren Küche sie abends saßen und über ihre Zukunft nachdachten.

Seit Gregorys Vater ihn einmal auf einen seiner Einsätze für eine Hilfsorganisation mit nach Afrika genommen und Gregory

das unbeschreibliche Leiden der Kinder dort gesehen hatte, war für ihn klar gewesen, dass er Medizin studieren und in dieses Land zurückkehren würde, um dort zu helfen.

Diesen Plan hatte er immer in seinem Herzen getragen und wie glücklich war er gewesen, als Samantha ihm offenbarte, dass sie mitgehen und gemeinsam mit ihm den Traum leben wolle. Hätte er damals gewusst, wie dieser Traum sein Ende finden würde, so hätte er ihn ihr nie offenbart. Doch so waren sie gemeinsam nach Afrika gegangen, nachdem Gregorys Studium und praktische Ausbildung als einer der jüngsten Ärzte Großbritanniens erfolgreich abgeschlossen hatte. Durch Spenden hatten sie es geschafft, innerhalb der letzten drei Jahre eine Krankenstation mitten im Busch zu errichten und waren in der Lage gewesen, zahlreichen Menschen zu helfen. Leider waren die Vorbehalte gerade hier draußen recht groß, so dass Samantha und er oft in den Busch gingen, um gerade Babys und Kleinkinder zu impfen, deren Mütter noch nicht genug Vertrauen geschöpft hatten, die Kinder in die Krankenstation zu bringen.

So war es auch an jenem schwarzen Tag vor 15 Monaten gewesen. Sie waren mit dem Jeep unterwegs, um in einem entlegenen Dorf nach zwei Neugeborenen zu sehen. Mitten auf ihrer Strecke stand plötzlich ein kleiner, erst fünfjähriger Junge auf der holprigen Piste und winkte mit seinen dünnen Armen, als galt es, sein Leben zu retten.

Gregory hatte sofort angehalten und den Jungen als den kleinen Jamie Abdunan erkannt. „Jamie, was ist los?“, hatte er ihn gefragt. „Was machst du alleine hier draußen? Ist dir etwas passiert?“ Erst jetzt hatten Gregory und Samantha bemerkt, dass Jamies T-Shirt mit Blut beschmiert war.

Jamie aber vermochte kaum zu sprechen, er schien so in Panik zu sein, dass er nur immer wieder den Namen seiner Schwester „Nuola, Nuola!“ hervorstoßen und in den Busch zeigen konnte. Samantha und Gregory sprangen vom Jeep, Gregory griff mit der Linken sein Gewehr. Als sie Jamie etwas tiefer in den Busch folgten, hörten sie nach einigen Metern ein leises Wimmern. Und dann sahen sie auch Nuola, sie lag verkrümmt auf dem Erdboden, ihr rechtes Bein war in einem Schnappeisen, einer Wilderer- Falle eingeklemmt, sie selbst halb ohnmächtig vor Schmerzen. Samantha und Gregory sahen sich entsetzt an, dann kniete sich Gregory hin und versuchte die Falle zu lösen.

„Ich schaffe es nicht!“, stellte er verzweifelt fest. „Ich werde Werkzeug aus dem Jeep holen.“ „Ich bleibe bei ihr.“, erwiderte Samantha, die Nuolas Kopf hielt und dabei den nunmehr in hilflose Tränen aufgelösten Jamie fest an sich drückte.

Nein, er hätte sie nicht alleine lassen dürfen, dies war ihm nun klar. Doch das war zu spät, diese Schuld würde er nie sühnen können.

Als er den Jeep erreicht und den Werkzeugkasten herausgeholt hatte, hörte er einen gellenden Schrei.

Samantha! Er ließ den Kasten fallen und rannte so schnell er konnte zurück zu dem Platz, an dem er Samantha und die Geschwister vor nicht einmal zwei Minuten zurück gelassen hatte.

Als er die Stelle erreichte, bot sich ein schreckliches Bild. Ein junger Löwe war offenbar dabei, die drei anzugreifen.

Samantha lag auf dem Boden, sie schützte Jamie und Nuola mit ihrem eigenen Körper. Der Löwe hatte sich in Samantha verbissen und versuchte gleichzeitig, mit seinen Pranken der

Kinder habhaft zu werden.

Gregory legte sein Gewehr an, doch er erkannte sogleich, dass er nicht schießen konnte, ohne die anderen zu gefährden. So holte Gregory mit seinem Gewehr aus und ließ den Kolben wieder und wieder auf den Rücken des Löwen niederschnellen. Dieser brüllte auf, wandte sich mit atemberaubender Geschwindigkeit um und holte mit einer seiner Pranken aus. Gregory fühlte einen brennenden Schmerz auf seiner linken Wange, doch gleichzeitig erkannte er die Chance, die sich aus der Wendung des Löwen ergeben hatte. Ohne weiter zu überlegen, schoss er und fast im selben Moment sank der Löwe, tödlich getroffen, mit einem markerschütternden Schrei auf ihn nieder.

Gregory befreite sich so schnell er konnte von der Last des toten Tieres und eilte zu Samantha.

Doch kaum, dass er neben ihr niederkniete und registrierte, dass Jamie und Nuola bis auf ein paar Kratzer unversehrt geblieben waren, wurde er gewahr, dass der Löwe Samanthas Kehle durchbissen hatte. Warmes, rotes Blut pulsierte unablässig aus einer klaffenden Wunde an ihrem Hals und verfärbte ihr olivfarbenes Top in ein seltsames dunkelgrün.

Gregory wusste, dass er seine geliebte Frau verloren hatte. In diesem Moment wurde Gregory von einer aufgeregten Stimme aus seinen dunklen Erinnerungen gerissen.

## 2. **Schottland**

Sie stand vor dem großen, in Kirschholz eingefassten, Spiegel und betrachtete sich, mit einem Gemisch von Gefühlen, das

nun schon lange ihr Leben prägte.

Abscheu empfand sie vor dieser Frau im Spiegel, die äußerlich so perfekt in das Bild einer schottischen Landärztin passte. Sie bemerkte, dass die frühe Morgensonne, die durch die leicht geöffneten, bodenlangen, cremefarbenen Vorhänge fiel, ihrem dunkelblonden, vom Nachtschlaf noch reichlich ungeordnetem Haar den Anblick eines Heiligenscheins verlieh. Das breite etwas zu flächige Gesicht von den tiefblauen, manchmal so unergründlichen Augen dominiert, der Kopf saß auf einem schlanken Hals, der in einer kräftigen und energischen Schulterpartie endete, die im Moment von einem karierten, etwas abgewetzten Hausmantel bedeckt wurde und einen angenehmen sportlich durchtrainierten Körper erkennen ließ, der als schön, weil ebenmäßig zu bezeichnen war.

Vor ihr stand aber auch die Doreen Mac Fearson, deren Leben seit einiger Zeit ein einziger Betrug war. Von aufkeimender Wut erzitternd, starrte sie auf ihr Ebenbild, könnte sie diesen Hass auf all das, was sie war, doch nur aufrechterhalten, um sich gegen die immer wieder in ihr aufsteigende lähmende Verzweiflung aufzulehnen, dachte sie und fixierte ihre blauen Augen, die sie nun in dem alten, stellenweise blinden Spiegel funkeln ließ.

Kraft gespeist aus Hass und sei es nur Selbsthass, wäre immer noch besser, als dieses Gefühl von Ohnmacht und des sich Ergebens, wenn er sich ihr heute oder morgen erneut nähern würde, um „das Thema“ anzusprechen, wie er es seit Neuestem nannte. Wäre sie doch hässlich und abstoßend, hätte sie als Kind doch einen Unfall mit entstellenden Folgen erlitten, dann befände sie sich sicher nicht in dieser

erbärmlichen Lage. Eine hässliche, entstellte Landärztin, dazu noch aus verarmtem Hause, hätte sicher nicht die Aufmerksamkeit des mit Abstand skrupellosestem Clan- Chef der Highlands auf sich gezogen.

So aber kam alles anders und Doreen Mac Fearson, geborene Mac Allister, war nun seit drei Jahren Steven Mac Fearsons Frau, die Frau des Stammhalters der Mac Fearsons, die Mutter der sehnlichst erwarteten, nächsten Generation der Mac Fearsons. Sorgenfalten legten sich auf ihre Stirn.

Zunächst erschien ihr alles so, als ginge ein Mädchentraum in Erfüllung. Gerade aus Afrika von ihrem praktischen Jahr als angehende Ärztin zurückgekehrt, erreichte sie die Nachricht. Genau erinnerte sie sich, wie sie das Telegramm öffnete in ihrer provisorischen Londoner Unterkunft, von der aus sie ihr weiteres Leben als Retterin der vom Leben Vernachlässigten, Gestraften und Ausgeschlossenen organisieren wollte.

Es war ein nebeliger, regnerischer Tag in London gewesen, die Nebelhörner der Schiffe hatten schon den ganzen Tag ihr dumpfes Brummen über die Themse geschickt, die letzten farbigen und warmen Erinnerungen ihres Afrikaaufenthaltes: Das Brennen der heißen Sonne auf ihrer Haut, der Anblick der farbenfroh gekleideten Frauen, die die schweren Wasserkrüge meilenweit auf ihren stolz gereckten Köpfen trugen und die glücklichen Kinderaugen, der nunmehr genesenen und kräftigen ehemaligen, kleinen Patienten-, sie verblassten gerade endgültig in ihrer Intensität, als es klingelte und ein kleiner, verkniffener Telegrammbote, ihr hochoffiziell einen Umschlag in die Hand drückte, als wäre ihr soeben ein Nobelpreis verliehen worden.



Selbst jetzt, in Erinnerungen gefangen, überkam sie im Ankleidezimmer des Herrenhauses der Mac Fearsons stehend, heiße Scham, die ihre Wangen mit einer nicht unattraktiven Röte überzog, wenn sie an diese ihre naiven und von Selbstüberschätzung strotzenden Momente zurückdachte. Besonders, wenn sie betrachtete, wohin sie die ganzen weiteren Geschehnisse gebracht hatten.

Damals jedoch verwies sie den Gedanken an den Nobelpreis, wie sie fand, äußerst souverän auf die Liste der demnächst zu erreichenden Ziele und machte sich neugierig an die Untersuchung des Telegramms.

Ein ganz normaler Umschlag lag vor ihr auf dem alten, zerkratzten Tisch, ein weißes Rechteck auf dunklem Grund. Weiß und unbeschrieben, ging es ihr durch den Kopf, genau wie die Seiten im Buch ihrer weiteren Karriere. Nach zwei weiteren Bechern heißen Tees, fühlte sie sich stark genug, den Umschlag zu öffnen und einen Blick auf den Inhalt zu werfen.

Mit vor Aufregung steifen Fingern, gelang es ihr, das Telegramm aus dem Umschlag zu befreien. Kaum eine Woche später hatte sie den entscheidenden Schritt gewagt und war in ihre schottische Heimat zurückgekehrt, um die verwaiste Praxis eines Landarztes in den Highlands zu übernehmen. Ihr Vorgänger hatte sich nach über sechzig Jahren weltweiter medizinischer Praxis, die er als Landarzt in diesem eher beschaulichen Teil der Welt fernab von Malaria Erkrankungen, Urwaldimpfungen und Landminen beschlossen hatte, in den endgültigen Ruhestand zurückgezogen. Dies hatte sie als Zeichen gedeutet und entschieden, diese Praxis nicht als Ende, sondern als Anfang einer ähnlich erfolgreichen

und wohlthätigen Karriere zu betrachten.

Anders als ihr Vorgänger wollte sie nach einigen beschaulichen Jahren in der Heimat, reifer und erfahrener, als jemals zuvor, in die weite Welt aufbrechen, um wirklich großes zu vollbringen. Die Tatsache, dass ihr das Stellenangebot oder „Der Ruf“, wie sie es in ihrer damaligen Euphorie großtuerisch zu nennen pflegte, ermöglichte, sich ihre ersten eigenständigen beruflichen Spuren in der Geborgenheit der Heimat und in der Nähe des väterlichen Landsitzes zu verdienen, gab einen nicht unerheblichen Ausschlag dafür, sich jenes goldene Schild mit der Prägung anfertigen zu lassen, die sie statt die vermutete sonnige Zukunft in einen Abgrund der Menschlichkeit führte, sie lautete: Doktor Doreen Mac Fearson Ärztin für Allgemeinmedizin und Heilpraktikerin.

## **Leseprobe Nr.2**

### **18. Schottland**

Doreen verfolgte gespannt, wie der fremde Mann vor dem Medizinschrank sich langsam zu ihr drehte, bis sie sein Gesicht erkennen könnte. Der unbekannte Eindringling jedoch hielt seinen Kopf gesenkt, als hätte er Angst, ihr direkt in die Augen zu sehen. Doreen fühlte sich, als wäre sie mit einem schuldbewussten Kind konfrontiert, das sich für sein ungebührliches Eindringen und das Durchwühlen fremden Eigentums schämte und der verdienten Standpauke harrete.

Gerade als sie sich aus ihren Phantasien bezüglich der Interpretationsmöglichkeiten der Situation befreit hatte, richtete der Fremde das Wort an sie: „Fenchel- Zitronen-Tee sollte man nicht so lange ziehen lassen, dann geht die Zitrone im Fenchel verloren.- Küche?“, fragte er noch und wies mit der rechten Hand durch die offen stehende Türe in Richtung der gegenüberliegenden Wand des Wartezimmers.

Bevor Doreen etwas sagen konnte, setzte er sich in Bewegung und murmelte „Sie Patientin- Ich Tee!“ und schon hörte sie ihn in der Küche werkeln. Erst jetzt wurde Doreen die Anwesenheit des verletzten Mädchens wieder bewusst und sie trat zu Jennifer an die Liege. Sie fasste eine Hand des Mädchens, das mit verschlossenen Augen verkrampft da lag, um ihm ihre Nähe zu signalisieren. Dann sprach sie langsam auf Jennifer ein und bat sie, ihre Arme und Beine zu bewegen. Doreen überprüfte die

Reflexe sorgfältig und tastete die junge Frau behutsam ab, nicht ohne ihr mitzuteilen, was sie dort tat.

Schließlich erklärte sie Jennifer, dass die Platzwunde am Auge genäht werden müsse, während die Verletzung an der Lippe geklammert werden könnte. Die Patientin schüttelte heftig den Kopf, Tränen schossen ihr in die Augen und ihr Körper verkrampfte sich, als Doreen sich mit der angekündigten Beruhigungsspritze zu ihr drehte. Es kostete die Ärztin große Überredungskunst und viel Lob, wie tapfer Jennifer bis jetzt alles so ruhig über sich hatte ergehen lassen, bis sie ihr die Spritze geben konnte.

Einen Augenblick redete Doreen noch beruhigend auf Jennifer ein, bestätigte ihr, dass sie großes Glück gehabt hätte, da sie sonst keine ernsteren Verletzungen davon getragen habe und selbst die Verarztung der Platzwunde für ein so tapferes Mädchen, eine Kleinigkeit darstelle.

Als sie den Zeitpunkt für gekommen hielt, griff Doreen ganz rustikal zu ‚Nadel und Faden‘ und verarztete die aufgeplatzte Haut über dem rechten Auge vorsichtig mit vier kleinen, sehr feinen Stichen, um die Narbenbildung möglichst gering zu halten. All dies erklärte sie der reglos da liegenden Jennifer und sie meinte, in deren entrückten Gesichtszügen Erleichterung zu erkennen, als sie mit dem typischen, klirrenden Geräusch ihre Instrumente auf das Tablett zurücklegte und leise „schon fertig“ verkündete.

Inzwischen hatte sie die Anwesenheit des Mannes in ihren Praxisräumen völlig vergessen, so sehr war sie in ihre Arbeit vertieft. Sie streichelte Jennifer die Stirn und lächelte ihr aufmunternd zu. Damit versuchte sie, ihre

Patientin von der letzten Spritze zur Vorbeugung von Entzündungen abzulenken.

Das hatte Doreen in Afrika, wo die Skepsis gegenüber Impfungen und Spritzen noch sehr groß war, bis zur Perfektion gesteigert „Fängst du die Augen der Patienten, fängst du ihre Aufmerksamkeit und ihr Vertrauen“, hatte ihr erfahrener Mentor ihr eingebläut.

Und als sie Jennifer die Spritze in den Oberarm setzte, war diese vollauf damit beschäftigt, Blickkontakt zu Doreen zu halten und ihrer beruhigenden Stimme zu lauschen.

Doreen war hoch zufrieden mit sich und ihrer Arbeit. Sie beschloss, Jennifer nicht das blutverschmierte Sweatshirt wieder anzuziehen, sondern ihr stattdessen eines ihrer Flanellhemden überzuziehen, die sie für Außeneinsätze in der Praxis aufbewahrte.

Als sie Jennifer ermunterte, sich mit ihrer Hilfe aufzusetzen, damit sie ihr in das saubere Hemd helfen könnte, erstarrte sie als sie eines der Hämatome an der Schulter des Mädchens näher betrachtete. Im Zentrum dessen, was sie als Sturzverletzung interpretiert hatte, zeichneten sich deutlich sehr verräterische Konturen ab. Doreen überlief ein kalter Schauer.

## **19. Afrika**

Mittlerweile war die Sonne aufgegangen. Rea und Songo saßen auf dem Gang der einzigen Polizeistation der Provinzhauptstadt und warteten darauf, dass Captain Millar Zeit für sie haben würde, um ihre Aussage

aufzunehmen. Gleich nachdem sie den Leichenkeller verlassen hatten, hatte sie ein Polizist in Empfang genommen und ihnen erklärt, dass er sie mitnehmen müsste, um ihre Aussage zu protokollieren.

Was sich so einfach und logisch angehört hatte, schien sich, so mutmaßte Rea inzwischen, zu etwas Schwierigem, ja Mysteriösem zu entwickeln.

Ihr wollte nicht ganz einleuchten, warum nicht einer der zahlreichen um sie herumstehenden Männer das Protokoll aufnehmen konnte, sondern sie mal wieder ohne weitere Erklärung, sich selbst überlassen, warten mussten, bis ein Captain sich bereitfinden würde, ein einfaches Protokoll einer Identifizierung aufzunehmen.

Vertiefte sie diese Gedanken, so stieg ihr Unwohlsein bedenklich an, schließlich signalisierte sie Songo, der neben ihr auf einem weiteren der veralteten Plastikstühle saß und mit Abscheu die Waffen der vorübergehenden Polizisten betrachtete, dass sie kurz vor die Türe gehen wolle, um eine Zigarette zu rauchen. Er nickte knapp und nahm seine Studien wieder auf.

Rea trat vor die Tür des länglichen Flachbaus und betrachtete das morgendliche Treiben in der erwachenden Kleinstadt. Es waren erst wenige Menschen unterwegs, fast erhielt sie den Eindruck als würde die Umgebung der Polizeistation von den Einwohnern bewusst gemieden.

Sie drehte sich mit viel Muße eine Zigarette, zündete sie an und beobachtete den aufsteigenden Rauch. In Gedanken befand sie sich wieder in dem schmalen länglichen Raum und starrte den Toten auf der Liege an.

Der erste Moment da Dr. Ronda die Decke umgeschlagen hatte, so dass man das Gesicht sehen konnte, war so aufregend gewesen, dass sie gar nicht zu einer bewussteren Wahrnehmung in der Lage gewesen war.

Nach einer empfundenen Unendlichkeit schoss es in ihr Bewusstsein: Dieser tote Mann war nicht Gregory.- und dann noch einmal, wie um sich selbst wach zu rütteln, klang es in ihrem Inneren: „Das ist nicht Gregory.“

Dr. Ronda blickte vom Toten mit der zertrümmerten rechten Gesichtshälfte auf, zunächst fragend zu Rea, dann zu Songo. Rea erkannte am Rande ihres Gesichtsfeldes, dass auch Songo seine Augen, wie sie selbst, auf dem Toten ruhen ließ und ebenso wie Rea auch wortlos den Kopf schüttelte.

„Sind sie sicher?“, klang Dr. Rondas Stimme angespannt und dumpf in der kleinen Kammer, während er den Leichnam wieder bedeckte. „Ja.“, hörte Rea Songo und mit einem Seitenblick signalisierte sie ihm ihre Bestätigung. „Ja“, wiederholte Songo. „Wir sind uns absolut sicher.“

Rea kehrte in die Realität des sonnigen Morgens zurück, in ihr stritten die Freude über die Erkenntnis, dass Gregory nicht der Tote in der Klinik war, mit dem Zweifel daran, ob dies den Umkehrschluss zuließ, dass er noch lebte und dass es ihm gut gehe. Gestärkt wurden ihre Zweifel durch das merkwürdige Verhalten der Polizisten, die anscheinend noch immer keine Zeit für sie hatten, denn sonst, so dachte Rea, hätte man sie jawohl gebeten, hereinzukommen.

Sie schoss den Stummel der Zigarette in die große Blechtonne, die als Aschenbecher diente und hielt ihr Gesicht einen Moment mit fest geschlossenen Augen in die warmen Strahlen der frühen Morgensonne, um die innere Kälte der nächtlichen Erlebnisse endgültig zu verdrängen.

Dann wandte sie sich um und begab sich zurück in das stickige Gebäude. Sie fand Songo unverändert auf seinem Plastikstuhl wieder, der in der Relation zur Größe des jungen Mannes winzig, wie ein Kinderstuhl erschien.

Gerade als sie wieder auf ihrem dreckig weißen Stuhl Platz nehmen wollte, erschien ein riesiger, korpulenter Mann, dessen khakifarbenes Hemd unter den Armen von imposanten Schweißflecken geziert wurde, am Ende des Flurs im Rahmen einer geöffneten Türe. Er signalisierte ihnen gebieterisch, dass sie sein Büro betreten sollten.

„Aha.“, murmelte Rea „Captain Millar!“ und ihr Unwohlsein stieg.

## **20. Schottland**

Nachdem Doreen ihrer Patientin in die frische Kleidung geholfen hatte, rief sie Joanna, die Stallmeisterin der Mac Fearsons an und schilderte ihr kurz die Situation. Joanna, eine patente Mitvierzigerin, die so lange sie denken konnte, in den Ställen der Mac Fearsons arbeitete, zeigte sich schockiert über das, was Doreen ihr berichtete und versprach, sofort zu kommen und sich um Jennifers weitere Versorgung zu kümmern.



Als Doreen den Telefonhörer auflegte, fiel ihr der Fremde wieder ein und sie erinnerte sich, dass er in die Küche geflohen war. Einen Moment überfiel sie Ratlosigkeit, ob der Tatsache, dass sie ihn so einfach hatte vergessen können.

„Jennifer?“, sprach sie das Mädchen an, das mit geschlossenen Augen auf der Liege kauerte. „Jennifer, Joanna wird dich gleich abholen und dafür sorgen, dass man sich um dich kümmert! Ich werde morgen nach dir sehen, ja?“ Jennifer stöhnte und nickte zum Zeichen des Einverständnisses wortlos. „Ich hole nur einen Tee, ja?“, fuhr Doreen fort. „Ich bin gleich hier nebenan in der Küche.“

Die Küche war leer, keine Spur von dem fremden Mann. Doreens Blick fiel auf die die Arbeitsplatte, dort stand eine Teekanne auf dem alten Stövchen, dessen Kerze angezündet worden war.

Als sie näher an die Arbeitsfläche trat, fand sie eine kurze handschriftliche Notiz neben der Teekanne:

*„Fenchel- Zitrone war nicht mehr zu retten. Habe mir erlaubt, einen grünen Tee aufzugießen und mit den Rosenblättern zu verfeinern.*

*Hält Körper und Geist zusammen. Bitte, mein rüpelhaftes Benehmen zu entschuldigen.“ R.*

Doreen starrte fassungslos auf den Zettel, dann griff sie automatisch zu zwei Bechern, die sie auffüllte, um möglichst schnell zu ihrer Patientin zurückzukehren. Auf dem erneuten Weg durch das Wartezimmer fielen ihr erstmals, seit der

Konfrontation mit dem Fremden, ihre regulären Patienten wieder ein. Die Tatsache, dass das Wartezimmer leer war und sie jetzt realisierte, dass sie während sie mit Jennifer beschäftigt gewesen war, nicht einmal von eintretenden Patienten gestört worden war, verstörte sie.

Sie stellte die Teebecher auf Fannys Schreibtisch ab, ging auf die mittlerweile geschlossene Eingangstüre zu und drückte diese entschlossen auf. Der Vorgarten war leer, niemand wartete vor der Tür. Zunächst schloss Doreen, dass sie vermutlich das Klingeln der Patienten überhört hatte, da Jennifer ihre ganze Konzentration gefordert hatte.

Doch dann fiel ihr Blick auf ein Papier, das über der Klingel befestigt worden war:

*„Wegen Notfall geschlossen.“*

*Ich bitte um ihr Verständnis.“*

*Dr. D. Mac Fearson*

Lautete die Aufschrift. Doreen blieb die Luft weg. Zornesröte stieg ihre Wangen hoch. „Mein lieber R., wo immer du steckst, ich werde dich finden“, schimpfte sie halblaut vor sich hin. „Und dann werden wir keine schriftlichen Notizen austauschen, das verspreche ich dir.“ Während sie so vor sich hin murmelte, entfernte sie die nun unnötig gewordene Nachricht, denn Helen Dawson würde schon dafür gesorgt haben, dass der ganze Ort sich mittlerweile fragte, welchen Notfall Doreen heute zu verarzten hatte.

Sie warf den zerknüllten Zettel auf den Schreibtisch, griff die Teebecher und ging zu Jennifer zurück. Das junge Mädchen hatte inzwischen wieder ausreichend Energie, dass es sich

von Doreen in eine sitzende Position aufhelfen ließ und bereitwillig ihre Hände um den Teebecher schloss.

Die Ärztin beobachtete ihre Patientin aufmerksam, nickte ihr aufmunternd zu, einen Schluck von dem Tee zu nehmen.

Gemeinsam probierten sie vorsichtig das heiße Getränk.

Doreen war mehr als angenehm überrascht durch den blumig-spritzigen Geschmack des Tees. Jennifer schien es ähnlich zu gehen, blickte sie die Ärztin doch völlig überrascht und fragend an. Anscheinend vermutete sie einen medizinischen Stimmungsaufheller in dem Getränk. Doreen lächelte Jennifer zufrieden an. „Gut, nicht?“, stellte sie fest. Diese nickte und schlürfte noch etwas Tee aus dem Becher.

Während beide ihren Tee genossen und Doreen gegen ihr Bedürfnis ankämpfte, Jennifer zu fragen, was ihr eigentlich genau passiert sei und was der Fremde damit zu tun hatte, durchbrachen laute Schritte auf dem Holzboden des Wartezimmers die Stille.

„Hallo?“, donnerte Joannas volle Stimme durch die überschaubaren Praxisräume. „Doreen? Jennifer?“ Das Mädchen auf der Liege zeigte den Anflug eines Lächelns. Noch bevor Doreen etwas antworten konnte, stand Joanna im Zimmer und betrachtete Jennifer voller Bestürzung.

Doreen, die in Jennifers Rücken stand, signalisierte der Stallmeisterin, dass sie aufmunternder und weniger besorgt schauen sollte, befürchtete sie doch, dass Jennifer in Joannas Blick lesen könnte, wie in einem offenen Buch und dass dann die ganzen Aufmunterungsversuche der letzten Stunden wieder zunichte gemacht würden.

Joanna fasste sich jedoch ausgesprochen schnell. Sie schenkte Jennifer ein strahlendes Lächeln und steigerte sich zu dem für ihre Verhältnisse höchst sensiblen Zuspruch: „Mädchen, du siehst ja aus, wie neu!“ Mit diesen Worten nahm sie Jennifer in die Arme und drückte sie fest an sich.

Das junge Mädchen begann, in ihren Armen zu schluchzen und immer wieder „Joanna, ich bin so froh.“ Und „Ich- wir- haben gar nichts gemacht.“, zu stottern. Joanna sprach tröstend auf ihren Schützling ein und überzeugte Jennifer langsam mit ihr zu kommen.

Doreen half den beiden bis zu dem vor der Praxis geparkten Jeep, gab Joanna einige Beruhigungstabletten mit und versprach, sofort am nächsten Morgen nach der jungen Patientin zu sehen.

Beide Frauen verständigten sich stumm, ansonsten telefonisch in Kontakt zu treten.

Doreen sah dem davonfahrenden Jeep nach. Ihre Gedanken rasten, sie musste diesen Fremden finden und sie musste sich Steven vornehmen.